

Elend und Verfolgung der Armenier

Hörspiel Franz Werfels „Vierzig Tage des Musa Dagh“ wird packend erzählt. *Von Anja Hirsch*

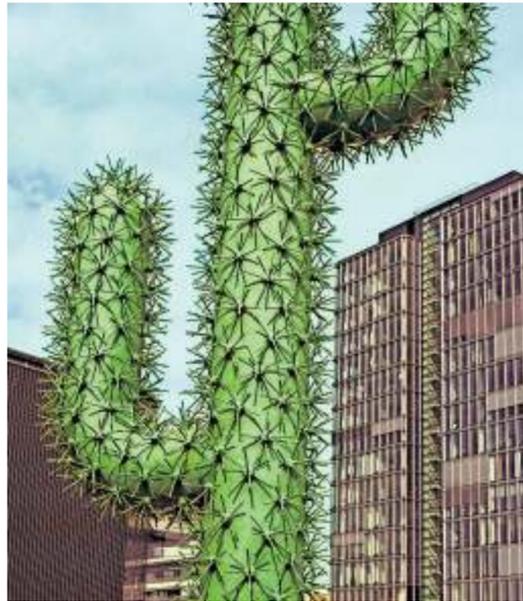
Ein Junge, er heißt Stephan, hat Abenteuerlust. Sein Vater Gabriel Bagradian ist im armenischen Widerstand, 1915, zur Zeit, in welcher Franz Werfels großartiger Roman „Die vierzig Tage des Musa Dagh“ spielt. Der Junge wuchs in Paris auf. Wie sein Vater ist er noch nicht lange am Musa Dagh, dem „Mosesberg“, der im Osmanischen Reich liegt, der heutigen südlichen Türkei. Aber die Ereignisse überschlagen sich seit ihrer Ankunft in diesem Land. Deportationen sind in vollem Gange, Hunger und Gewalt überall. Friedensvermittlungen nützen nichts. Also muss gehandelt werden. Die Erwachsenen rüsten auf. Stephan aber zieht eigenhändig als Bote los. Bald schon wird er aufgegriffen und ausgefragt. Er ist gelähmt vor Angst, dies hier ist kein Abenteuer, sondern echt. Die Männer nennen ihn einen „verschlagenen Armenierbalg“, ziehen ihn aus und erstechen ihn.

Im Hörspiel zu Werfels packendem Roman ist das eine Stelle, die fast zu Tränen rührt, gemischt aus lang gezogenen, dunklen Klängen, in die hinein der Erzähler überraschend aus der hektischen Gewaltenszenarie herausbricht: Er beschreibt sanft, wie Stephan seine Mutter sieht mit dem roten Sonnenschirm und den Vater mit dem schneeweißen Anzug. Eine Traumfantasie. Werfel hat das Sterben Stephans in Poesie gegossen und Kai Grehn, der Regisseur des Hörspiels, diesen Wechsel ebenso gekonnt mit akustischen Mitteln gestaltet.

Eine Reise nach Damaskus 1929 und akribische Recherche in historischen Dokumenten gab den entscheidenden Impuls für Werfels 1933 erschienenen Roman, dem er eine wahre Episode zugrunde legt: 5000 Armenier leisteten 1915 erbittert Widerstand auf dem Musa Dagh, ihrem Heimatberg. 4058 von ihnen konnten schließlich durch das Eintreffen französischer Kriegsschiffe gerettet werden.

Im Roman wird dieses Drama an der Familie Gabriel Bagradians fassbar gemacht, die auch im Hörspiel große Lebendigkeit erhält, mit feinfühligem Interpretieren, die zwischen theatraler Dynamik und angespannter Alltäglichkeit wohl dosieren. Kai Grehn hütet sich davor, Voyeurismus zu bedienen. Geht es um Gewalt, bleibt er beschreibend statt laute Schlachtengemälde zu inszenieren. So folgt man umso intensiver den Ereignissen. Orientalische Musik, mit Handtrommel, Flöten oder Gesang, umspielt die Szenen leise. Über allem liegt eine düstere Schwere, die sich unmittelbar überträgt. In den Hintergrundgesprächen wird auch die nicht gerade unbefleckte Rolle Deutschlands in diesem Drama beleuchtet – und schließlich der Rassenhass, den Werfel selbst erleben musste. „Die vierzig Tage des Musa Dagh“ bezeichnete er selbst als sein Hauptwerk. Zu Recht, wie auch das Hörspiel in seiner Mischung aus Klagegesang und differenzierter Erörterung des Themas auf beklemmende Weise verdeutlicht.

Franz Werfel: Die 40 Tage des Musa Dagh. Hörspiel. Gelesen von Alexander Fehling, Sebastian Blomberg und anderen. Der Hörverlag, München. Drei CDs, 174 Minuten, 19,99 Euro.



Die sezierte Wirklichkeit

Fotoband Das aktuelle Buch des Kölner Fotografen Wolfgang Zurborn heißt „Catch“ (Kettler Verlag, 100 Seiten, 38 Euro). Das verheißt die gute alte Schule des „entscheidenden Augenblicks“, der mal als Kriterium galt für gelungene Fotografie. Doch „Catch“ ist anders. Es beginnt mit einem Romanfragment von Ror Wolf. Dieser Großmeister der Collage hat einen Mann erfunden, dessen Nachname auch dem Schnappschussvirtuosen Zurborn bestens stünde: Tranchirer. Mit scharfem Blick auf die bizarren Kulissen des Alltags zerlegt Zurborn den öffentlichen Raum in vielschichtige Bilder – Spielplätze, Tierparks, Pavillons, Wände, Mauern und Wege, darin immer wieder Menschen

in mehr oder weniger seltsamen Posen; jedes Bild strikt dokumentarisch, weder arrangiert noch digital verfremdet. Das Resultat ist eine wild wuchernde Bildstrecke, ein assoziatives Geflecht, dessen Funckeln die Sehnerven kitzelt und das Denkkorgan rockt. Einen sinnstiftenden Befund ergibt eine solche Sektion der sichtbaren Wirklichkeit nicht, so wenig wie eine Computertomografie des Gehirns den Sitz des Geistes offenbart. Wer es aber erträgt, sich ganz persönlich einen Reim auf die so genannte Wirklichkeit zu machen, der ist bei Zurborn richtig. In den Worten des Künstlers: „Ich suche Ordnungssysteme, ohne das Chaos, das die Welt ist, zu verraten.“ (lan)

Fotos: Verlag Kettler

Blitz von universeller Gültigkeit

Chronik Andreas Maier setzt mit dem Roman „Der Ort“ seine Heimaterkundung fort. Diesmal erzählt er vom Erwachen der Liebe: zur Literatur und zu Katja. *Von Stefan Kister*

Lange bevor wir unser Gedächtnis an die digitalen Speicher der Computer abgetreten haben, gab es eine Kunst, die durch die Kombination von Räumen und Vorstellungsbildern die erstaunlichsten Gedächtnisleistungen ermöglichte. Die antiken Rhetoren nutzten sie einst, um ihre Reden zu memorieren. Nun besinnt sich der Autor Andreas Maier dieser Technik für seine autobiografische Erinnerungskunst. Seit einigen Jahren schreibt Maier an der Chronik seines Herkommens. „Das Zimmer“, „Das Haus“, „Die Straße“ waren die bisherigen Romane überschrieben, deren sich öffnende Titel-Raum-Perspektive programmatisch den Prozess der schrittweisen Entfaltung einer Person und ihres Lebensraumes vorzeichnet.

Die Person ist der Schriftsteller selbst, der Raum das hessische Friedberg in der Wetterau, eine Gegend nördlich von Frankfurt, die dank Maier im Begriff steht, sich zu einer der großen europäischen Literaturlandschaften zu entwickeln. Mit der neuesten Station dieses Erinnerungsprojekts, dem Roman „Der Ort“, ist eine entscheidende Etappe auf dem Weg zur späteren Autorenschaft erreicht.

Man könnte nun sagen, sie führe direkt in den Wahnsinn der ersten Liebe. Doch den heraufzubeschwören, hätte vermutlich ein Allgemeinplatz ausgereicht, statt jenes spezifischen Ortes, den Maier hier mit

mikroskopischer Genauigkeit beschreibt. Und wie zum Ort die Ortsumgebung gehört, nähert sich Maier dem Glutpunkt des Geschehens auf dem Weg der Abschweifung.

So folgt man den rastlosen Wanderungen des jugendlichen Innenweltendeckers an der Seite einer Buchhändlerstochter über das Feld zur Hollarkapelle, wo er später einmal, von diesen Entdeckungen überfordert, planen wird, eine letzte Flasche Rotwein zu trinken und sich dann die Adern aufzuschlitzen. Dabei ist es gar nicht die Buchhändlerstochter selbst, die für den Wahnsinn verantwortlich ist, den der Autor an sich entdeckt. Es ist vielmehr das, was sie umgibt: Bücher und ihre Freundin Katja.

Beide Kräfte üben, sich gegenseitig verstärkend, einen gewaltigen Druck auf den jungen Rohling aus, der sich danach als anderer wiederfindet: Die hochentflammbare Mischung aus Dostojewski-, Rilke- und Hesse-Posen setzt im Partykeller zwischen Nudelsalat und Chips- und Flipstüten der erste Kuss in Brand. Und mit einem Mal lodert die Dürftigkeit einer Jugend in der Provinz in einem Licht, das der vom himmlischen Feuer Versengte nicht anders als ein Gefühl „universeller Gültigkeit“ empfinden kann. „Zum zweiten Mal in unserem Leben gab es unser Leben zum ersten Mal.“

Die Auswirkungen der Glückseligkeit gleichen denen der Palliativmedizin.

Man sollte sich das freilich nicht allzu romantisch vorstellen. Maier ist ein Protokollant, dem kein Detail entgeht. Was er aufzeichnet, ist der Glückseligkeit so nahe wie der Palliativmedizin. Und die Abläufe erinnern weniger an die Freiheit der Triebe als an das spanische Hofzeremoniell. „Meine Eltern hatten gar nicht gewusst, dass ich verrückt war“, heißt es einmal. Wie viel universelle Gültigkeit sich im Zustand verliebter Verdrehung findet, hat im letzten Jahr Navid Kermani in seinen Adoleszenzerlebnissen „Große Liebe“ eindrucksvoll dargestellt, wo er seine eigenen Gefühlsektasen mit denen der sufischen Mystik zur Deckung brachte.

Auch die Liebenden der Wetterau durchschauert im Frühjahr 1983 neben den vergänglichsten Moden des Tages ein Schwall der Entrückung.

Aus mittelalterlichem Minnedienst, parareligiösen Handlungen und viel Lektüre entsteht ein Kult um die Veränderungen der eigenen Person. Was die Emphase überlebt hat, lebt in der Literatur wieder auf: die Erinnerung an eine Zeit, in der man den Liebesberauschten gleichermaßen fragen konnte „Was hast du eigentlich getrunken?“ wie „Was hast du eigentlich gelesen?“.

Andreas Maier: Der Ort. Roman. Suhrkamp Verlag, Berlin. 154 Seiten, 17,95 Euro.

Bauern, Hipster, Ironie und tiefere Bedeutung

Markus Reiter

Bestsellertest Unser Kolumnist war im Alten Land – und erkannte sich als Roman-Staffage wieder.



Einer der ersten Ratschläge, den mir der Lokalchef der „Fuldaer Zeitung“ gab, als ich von der Pike auf den Journalismus lernte, lautete: „Ironie? Das lassen Sie mal ganz schnell sein, junger Mann!“ Damals war ich in der Tat noch ein junger Mann. Ich habe mich im Laufe der Zeit nicht immer an den Rat gehalten. Allerdings blieb ich stets skeptisch, ob Ironie – wenn sie nicht gerade mit dem Holzhammer daherkommt – bei einem breiten Publikum funktioniert. Das galt bisher auch für die Bestsellerliste. Zwar ist die voll mit Büchern, die sehr, sehr witzig sein wollen, aber die bewegen sich eher auf Mario-Barth-Niveau. Ein Buch, das von feiner Ironie durchzogen ist, erste Themen behandelt und zugleich sich eines federleichten Stils bedient – das gab's nicht. Bis jetzt! Das geht so: Über den Tod eines unauffälligen „C4-Professors, Flügel im Wohnzimmer, zwei begabte Kinder, eine schöne Frau“, schreibt die Hamburger Journalistin Dörte Hansen in ihren Debütroman mit dem Titel „Altes Land“ (Spiegel-Hardcover-Bestseller Belletristik Platz 2, Knaus-Verlag, 288 Seiten, 19,99 Euro): „Ein Herzinfarkt Mitte fünfzig, im vollen Hörsaal, war der einzige dramatische Moment, den dieser stille Mann sich je erlaubte.“ Was für ein Satz!

Ich gebe zu, bei der Beurteilung des Romans ein wenig voreingenommen zu sein. Zufällig war ich kürzlich über die Feiertage zum ersten Mal in meinem Leben bei einem Familienausflug im Alten Land, einer Marschlandschaft zwischen Hamburg und Stade, südlich der Elbe. Wir haben uns die hölzernen Prachtore angeschaut, die reetbedeckten Bauernhäuser der Obstbauern und das Heimatmuseum in Jork. Wir waren also die Großstadt-Staffage, die in Dörte Hansens Roman immer durchs Bild läuft.

In „Altes Land“ geht es um die junge Anne aus dem gentrifizierten Hamburger Stadtteil Ottensen. Sie hasst ihren Job als Flötenlehrerin minderbegabter, aber hochumsorgter Kinder ökobürgerlicher Familien und hat auch keine Lust, mit überprotektiven Müttern auf dem Spielplatz die Erfolgsgeschichten ihrer Kinder auszutauschen. Als sie dann auch noch ihren Lebensgefährten, einen anspruchslosen, aber erfolgreichen Krimiautor, mit seiner Lektorin in flagranti erwischt, ist Schluss. Sie packt den gemeinsamen Sohn Leon und ihre Siebensachen und flüchtet zu ihrer Tante Vera ins Alte Land. Die wortkarge Vera, die als Zahnärztin in einem Bauernhaus wohnt, ist selbst Flüchtling. Als Fünfjährige kam sie mit ihrer Mutter aus Ostpreußen in das norddeutsche Dorf. Kann man die unterschiedlichen Lebenswelten der beiden Frauen besser charakterisieren als in diesem Dialog? Anne und Vera stehen auf dem Friedhof und blicken auf einen Familiengrabstein, in den die praktisch denkende Vera bereits ihren Namen hat einmeißeln lassen: „Macht dich das nicht fertig“, fragte Anne, „dein Name auf dem Grabstein?“ Vera verstand

die Frage nicht. „Da werde ich liegen, und ich habe das schriftlich. Gut zu wissen, wo man hingehört.“

Das muss man erst einmal schaffen: einen erfolgreichen Roman zu schreiben, der so leichthin Gentrifizierungsflüchtlinge ebenso aufs Korn nimmt wie veränderungsresistente Bauern; der Hipster wie Landvolk ironisch charakterisiert, ohne sie verächtlich zu machen.

In der dänischen Provinz war ich noch nie. Deshalb haben bei mir die Kriminalromane von Carl Valdemar Jussi Henry Adler-Olsen keinen Startvorteil. Der müsste allerdings gewaltig sein, um „Verheißung“ (Spiegel-Hardcover-Bestseller Belletristik Platz 3, dtv, 608 Seiten, 19,90 Euro) für mich einzunehmen. Dieser sechste Fall für Kommissar Carl Mørck vom Sonderdezernat Q und seinen muslimischen Assistenten Assad, dem – wie sollte es anders sein – ein dunkles Geheimnis anhaftet, ist gnadenlos überkonstruiert und sprachlich unbeholfen. Es geht um einen Verkehrsunfall vor 17 Jahren, der keiner war, sondern natürlich Mord. Hat aber keiner gemerkt. Um auf diesen liegen gebliebenen Fall aufmerksam zu machen, schießt sich ein Polizeikommissar bei seiner Abschiedsfeier extra in den Kopf. Nach dieser drastischen Maßnahme ermitteln Mørck und sein Team Seite um Seite einem Sektenguru hinterher, der offenbar eine größere Anhängerschaft mit seiner Sonnen-Religion beglückt. Die Sekte verfügt zudem über Dependancen in ganz Europa. Weshalb sich der Leser bald fragt: Hätte nicht ein bisschen Googeln genügt, um diesen Guru zu finden? „Erbarmen“ und „Erlösung“, „Verachtung“ und „Erwartung“ heißen einige der bisherigen Fälle des Kommissars Mørck. Wenn sein nächster „Verabschiedung“ hieße, wär's nicht schade drum.

Kraft und Macht von Bindungen

Familie Mit einem großen Roman verabschiedet sich Anne Tyler von ihren Lesern. *Von Ulrike Frenkel*

Zum Schluss zeigt sie noch einmal alles, was sie kann. Und Anne Tyler kann viel, das ist in ihren Romanen, von „Die Reisen des Mr. Leary“ bis „Dinner im Restaurant Heimweh“ nachzulesen. Stilbildend war sie auch, unter anderen nennen Jonathan Franzen und Nick Hornby die Amerikanerin immer wieder als Vorbild. Wie sich mit Geist, Witz und Herz über das Familienleben schreiben lässt, zeigt die 74-Jährige in dem „Leuchtend blauen Faden“ wieder in Perfektion. Wie sie sagt, möchte sie ihre lange Karriere mit diesem Buch beenden.

Was ist los mit den Whitshanks aus Baltimore, die sie auf rund 450 Seiten vorstellt, warum reißt sich deren Sohn Denny schon im Teenageralter gewaltsam von Vater, Mutter, zwei Schwestern und einem Bruder los, kehrt nur in unregelmäßigen Abständen zurück und muss dann wie ein rohes Ei behandelt werden? Was ist schiefgelaufen in der von außen betrachtet perfekten Sippe, was hatten die Eltern, Red und Abby, im Gepäck, als sie sich in ihre Ehe wagten? Und wie weit tragen sie Verantwortung für die Entwicklung ihrer Nachfahren? „Man ist nur so glücklich wie das unglücklichste der eigenen Kinder“, lässt Tyler Abby sagen, bietet dann aber keine genealogischen Theorien, sondern erzählt ausführlich und hingebungsvoll Geschichten über ziemlich durchschnittliche Menschen. Das war schon immer ihre Stärke.

Diesmal stehen ein pragmatischer Handwerker und eine überempathische Sozialarbeiterin im Mittelpunkt des von ihr sorgfältig entworfenen Geschehens. Deren Lebensumstände und -entscheidungen beinhalten Geheimnisse und waren nicht immer so unkompliziert, wie sie es ihren Kindern immer vermitteln wollten. Die wiederum unterstützen sich zwar gegenseitig, rangeln aber auch noch im Erwachsenenalter untereinander um die Gunst der Eltern. Große Tragödien sind dabei nicht zu verzeichnen, „die Whitshanks waren keine melodramatische Familie“ heißt es schon zu Beginn, und Anne Tyler ist – dem trägt auch die Übersetzung von Ursula-Maria Mössner Rechnung – keine melodramatische Autorin. Mit der ihr eigenen zärtlichen Lakonie, einer tiefen Einsicht in die Kraft und Macht von Bindungen und Abhängigkeiten und sehr, sehr gelungenen Dialogen aber verwandelt sie hier ein letztes Mal das große Abenteuer des sich Fortpflanzens und miteinander Zurechtkommens in große Literatur.

Anne Tyler: Der leuchtend blaue Faden. Aus dem Amerikanischen von Ursula-Maria Mössner. Kein & Aber. 447 Seiten, 22,90 Euro.

Krimikolumne

Komisches aus Nordfriesland

Jedem Ferienflecken seinen eigenen Kommissar, jeder Touristikkregion ihre Serie an volkstheaterhaft launigen Morden: das ist noch immer eine profitable Strategie deutscher Verlage. Aber der Boom ist langsam durch, immer mehr Leser sind des Immergleichen müde. Aber unser vorurteilsloser Rezensent Lukas Jenkner hat für die Online-Krimikolumne „Killer & Co.“ eine Regionalserie entdeckt, die unverkrampt witzig ist. In Krischan Kochs „Rollmops Kommando“ bekommen ein nordfriesischer Dorfpolizist und die Typen um ihn her „zum Brüllen komische Dialoge“. StZ

Die StZ-Krimikolumne im Netz unter www.stzlinx.de/killerco

Meine Buchtipps

Bernd Muckenfuß

Buchhändler kennen den Buchmarkt und das literarische Leben. Jede Woche fragen wir sie nach den Büchern, die ihnen aufgefallen sind. Heute: Bernd Muckenfuß von der Buchhandlung am Stadtplatz in Wernau.

Erfolgstitel der Woche

Bernard Cornwell: Waterloo
Greg Woolf: Rom – Die Biografie eines Weltreiches

Neuerscheinung der Saison

Julie Mazzeri: Grabrede auf einen Idioten

Mein Lieblingsbuch

Evelyn Waugh: Lust und Laster

Eine köstliche und amüsante Satire. Zwar schon über 80 Jahre alt, aber man muss immer noch schmunzeln und lachen.